



VISIONEN FÜR DAS ZUSAMMENLEBEN

Nachbarschaft ist die Lebendigkeit des Sozialraums

Zum ersten Mal in meinem Leben darf ich einen Beitrag leisten zu einer Veranstaltung, die von einer Evangelischen Akademie und einer psychiatrischen Klinik durchgeführt wird. Das hatte ich mir immer gewünscht, es war mir nie vergönnt, und heute bekomme ich es geschenkt.

Seit etwa 1980 ist eine Entwicklung erkennbar, die man als Übergang von der Industriegesellschaft zur Dienstleistungsgesellschaft bezeichnen kann. Die Arbeitsplätze in den Fabriken nehmen immer weiter ab, und neue Formen von Berufsarbeit entstehen, etwa das gesamte Beratungswesen; auch im Gesundheitswesen nimmt die Beschäftigtenzahl stark zu. Ab dem gleichen Zeitpunkt entstehen Bürgerinitiativen, die sich um die Integration der Alterspflegebedürftigen und Dementen kümmern, was inzwischen auch auf andere hilfe- und integrationsbedürftige Gruppen ausstrahlt. Beispielsweise engagieren sich seit 1980 rund 80 000 Menschen in Hospizvereinen. Diese Entwicklung lässt sich als das neuartige Phänomen einer Bürgerhilfebewegung darstellen. Davor gab es kaum Bürger- und Nachbarschaftshilfe, sondern die zur Betreuung geschaffene, fabrikanaloge Anstalt war das Maß aller Dinge.

Nachbarn sind diejenigen Menschen, die in meiner Nähe wohnen; ihnen fühle ich mich nicht wie meiner Familie verpflichtet, aber mehr als den anderen jenseits meines Sozialraums. Man kann deshalb von einem mittleren Verantwortungsgrad sprechen, dem ein dritter Sozialraum zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen entspricht. Dieser dritte Sozialraum ist der einzige, der normativ für das Gemeinwohl reserviert ist. Ein solches, offenbar menschheitsgeschichtlich bewährtes Gleich-

gewicht zwischen Mensch und Gemeinwohl würde brüchig, wenn auch der Sozialraum für das Gemeinwohl als Ganzer den Gesetzmäßigkeiten von Angebot und Nachfrage unterfallen würde, wie sich das heute bei der Organisation des professionellen Helfens abzeichnet.

Fragt man Schüler danach, wofür ein dritter Sozialraum notwendig sei, dann ist es verblüffend, wie schnell sie die drei wichtigsten Funktionen dieses Raums aufzählen: Einmal für überlastete Familien, damit sie tragfähig bleiben, zum anderen für Alleinstehende und zum Dritten für alle Prozesse der Integration – nicht nur von Hilfsbedürftigen, sondern auch von Migranten. Insofern ist der dritte Sozialraum der einzige Integrationsraum; denn lasse ich die bisher Ausgegrenzten nur im öffentlichen Raum, sind sie nicht integriert, aber bis in meinen Privatraum hinein will ich die diversen Integrationskandidaten auch nicht kommen lassen. Nur der Sozialraum der mitt-

leren Distanz und des mittelgroßen Engagements wird als Nachbarschaftsraum toleriert. Es lässt sich noch hinzufügen, dass niemand von Herzen gern sich nachbarschaftlich engagiert, sondern eher aus Einsicht in die Notwendigkeit, was der empirisch gesicherten Erkenntnis entspricht, dass nicht Profis, sondern nur Bürger andere Bürger im Alltag dauerhaft integrieren können. Nötig ist ein Bürger-Profi-Mix mit so viel Nachbarn wie möglich und so viel Profis wie nötig.

Beschleuniger der Entwicklung zu mehr Nachbarschaftsengagement könnte die UN-Behindertenkonvention mit ihrem auf Inklusion zielenden Menschenbild sein. Diese angelsächsisch-skandinavische Denktradition setzt gegenüber der mehr staatlichen Organisation des Helfens in Deutschland auf das Engagement des Bürgers für andere. Mit der Inklusion ist nämlich mehr gemeint als nur die Integration einzelner hilfsbedürftiger Individuen oder Gruppen,

IN DIESER AUSGABE:

**Inklusion und
theologische Anthropologie**

**Machbarkeit und
Nachhaltigkeitsdebatte**

sondern es geht um das Miteinander aller Menschen mit und ohne Hilfebedarf. Es geht zwar auch um Selbstbestimmung, aber mindestens ebenso sehr um das Gut der Zugehörigkeit zu einem Sozialraum, wo alle Menschen sich gegenseitig Nachbarn sind. Während die Stärke der Profis darin besteht, sich spezialisiert auf Zielgruppen zu konzentrieren, was immer auch einen Aussonderungseffekt hat, haben Bürger als Nachbarn primär keine Zielgruppe. Im Ausgleich zwischen Geben und Nehmen sind sie an der Verzwischenmenschlichung des jeweiligen Sozialraums als einer radikal gleichberechtigten und daher inklusiven Vielfaltsgemeinschaft engagiert. Der jeweilige Sozialraum ist nämlich erst dann vollständig realisiert, wenn alle Menschen, die dort leben wollen, ihm zugehören, Nachbarn für Nachbarn sind. Gut ausgedrückt wird das in dem afrikanischen Sprichwort: „Um ein Kind zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf.“ *Klaus Dörner*



Gemeinsame Veranstaltung: Paul Bomke (Pfalzkllinikum), Klaus Dörner, Christoph Picker (Akademie) und Günter Geisthardt (Akademikerschaft). (Foto: privat)

Prof. Dr. Klaus Dörner war von 1980 bis 1996 ärztlicher Leiter der Westfälischen Klinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Neurologie in Gütersloh und lehrte Psychiatrie an der Universität Witten/Herdecke. Er ist Autor zahlreicher Bücher, zuletzt „Leben und sterben, wo ich hingehöre“ (2007). Der Text ist eine Kurzfassung seines Vortrags, den er auf der gemeinsamen Veranstaltung der Evangelischen Akademie der Pfalz, der Evangelischen Akademikerschaft Pfalz/Saar und dem Pfalzkllinikum für Psychiatrie und Neurologie „Barrierefreiheit für die Seele“ am 20. und 21. Mai 2011 gehalten hat.

EDITORIAL

Zu den großen kulturellen Errungenschaften der Weltgeschichte gehört die Trennung von Kirche und Staat. An religiösen Überzeugungen und begründeten Gewissensentscheidungen findet politisches Handeln seine Grenze. Das Seelenheil der Bürger geht den Staat nichts an. Wie Gläubige ihre gemeinsame Religionsausübung organisieren, liegt in ihrer eigenen Verantwortung. Und politische Entscheidungen haben keinerlei sakralen Charakter. Auf der anderen Seite ist den Religionsgemeinschaften und ihren Repräsentanten die unmittelbare Ausübung politischer Macht verwehrt. Die Kirchen sind wichtige Teilnehmer am gesellschaftlichen Diskurs, aber sind keine „Bundeswerteagenturen“.

Zu den republikanischen Traditionen in Deutschland gehört trotzdem eine besondere Nähe von Kirche und Staat: Anerkannte Religionsgesellschaften erhalten den Status von „Körperschaften des öffentlichen Rechts“, was enge Kooperationsmöglichkeiten beider Größen eröffnet. Diese bereits in der Weimarer Reichsverfassung festgeschriebene „hinkende Trennung“ – so 1926 der protestantische Rechtshistoriker Ulrich Stutz – hat sich als erstaunlich erfolgreiche Fortbewegungsmethode erwiesen. Die Kirchen profitieren erheblich von einem stabilen institutionellen Rahmen. Sie vermeiden die Gefahr einer privatistischen Engführung des Christentums. Und sie haben gelernt, sich selbst als demokratische Systeme zu begreifen. Das kann man auf jeder Landessynode beobachten.



Akademiedirektor Christoph Picker.

Auch der Staat profitiert von zivilisierten Religionsgemeinschaften, die sich dem Gemeinwohl verpflichtet fühlen und die Spielregeln der offenen Gesellschaft nicht nur respektieren, sondern auch aktiv fördern. Dazu trägt auch die Evangelische Akademie bei. Etwa, wenn sie mit verschiedenen Akteuren über die Verwirklichung von Teilhabe-Rechten psychisch Behinderter nachdenkt (Seiten 1 und 3) – oder wenn sie bei Veranstaltungen zum Salierjahr am 18. und 25. August unter anderem mit dem ehemaligen Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde die Frage diskutiert, wie viel Kirche der Staat heute noch braucht (Ankündigungstext auf der Rückseite).

Ihr

Christoph Picker

HAUSMITTEILUNG

Neue Gesichter im neuen Haus! Nach dem Umzug der Geschäftsstelle in die Luitpoldstraße 10 nach Landau entwickelt sich die Akademie auch personell weiter: Der demnächst promovierte Soziologe und Wirtschaftsethiker Jan Hendrik Quandt wird wissenschaftlicher Studienleiter für gesellschaftspolitische Jugendbildung. Ab 15. September erschließt er für die Junge Akademie das neue Themenfeld „Verantwortliches Wirtschaften“. Gefördert wird seine Stelle aus Mitteln des Bundesjugendplans. Katrin Platzer bleibt der Jungen Akademie als freie Studienleiterin erhalten – mit Anbindung an das Deutsche Krebsforschungszentrum Heidelberg und mit einem bioethischen Schwerpunkt. Das Verwaltungsteam wird ergänzt durch Kerstin Overhage. Sie ersetzt unsere langjährige Mitarbeiterin Monika Francz, die in den Landeskirchenrat nach Speyer wechselt.

IMPRESSUM

Herausgeber: Evangelische Akademie der Pfalz, Luitpoldstr. 10, 76829 Landau, Tel.: 0 63 41 / 9 68 90-30, Fax: 0 63 41 / 9 68 90-33, e-mail: info@eapfalz.de, Direktor: Dr. Christoph Picker
Redaktion: Dr. Christoph Picker und Dr. Martin Schuck
Verlag: Verlagshaus Speyer GmbH, Beethovenstr. 4, 67346 Speyer, Tel.: 0 62 32/2 49 26, Fax: 0 62 32/13 23-44
 Zuschriften an den Verlag, Redaktion Protexzte.

WELTSTADT IM WANDEL DER ZEIT

Wie mit einem melancholischen Schleier überziehen die schwarz-weißen Fotografien Ara Gülers die Szenen am Hafen und in der Stadt. Sie bleiben auch nach Jahrzehnten lebendig. Alles, was Güler mit der Kamera einfängt, zieht den Betrachter in eine vergangene Zeit Istanbulers Treibens. Oder ist es umgekehrt? Schleicht sich die leichte Tristesse in seine Kamera und trägt sich auf diese Weise in das heutige Istanbul hinein?

Heute regiert eine Aufbruchsstimmung, die täglich 6000 Neuansiedler anzieht und die der ehemalige Oberbürgermeister und jetzige Ministerpräsident des Landes, Tayyip Erdogan, zu einer weiteren epochalen Veränderung nutzen will: Am Reißbrett soll die Stadterweiterung um über drei Millionen Einwohner geplant und auf den bewaldeten Hügeln nach Norden hin zum Marmarameer verwirklicht werden. Dieses Vorhaben bringt die Infrastruktur der 13-Millionen-Metropole in Schwierigkeiten. Doch es soll noch ein 50 Kilometer langer Kanal hinzukommen, um westlich der Stadt das Nadelöhr am Bosphorus zu entlasten. Große Teile Istanbuls würden dadurch zur Insel.

Vielleicht liegt in diesen Bauabsichten eine Tiefensymbolik, die zum jetzigen Zeitpunkt nur ansatzweise erahnt werden kann. Waren es Anfang des 20. Jahrhunderts die „Jungtürken“, die den Zerfall des Osmanischen Reiches zumindest zum Teil der „Byzantinisierung“ zugeschrieben haben, mit der sich die Osmanen seit der Eroberung Konstantinopels 1453 korrumpiert hätten, so weisen die Pläne Erdogans zurück zur osmanischen Residenz. Verstärkt ist in den letzten Jahren im Umfeld der regierenden AKP das Osmanische Reich bemüht worden, um die neue Macht der Türkei zu unterstreichen. Der ehemalige Sultansitz Istanbul scheint geeignet, den neuen Aufstiegsanspruch der Türkei zu versinnbildlichen. Vielleicht ist es zu stimmig für diese These, wenn der Ministerpräsident öffentlich fordert, das Operngelände abzureißen und durch einen „historisierenden“ Bau zu ersetzen. Eine solche neoosmanische Neubewertung der Stadt würde ein neues geschichtliches Kapitel einleiten.

Die Stadt hat eine lange Geschichte. Nova Roma, Byzanz, Konstantinopel, Istanbul. Mit den Namen verbinden sich Zugehörigkeiten zu Weltmächten. Sie repräsentieren Lebensstile und Projektionen, unter anderem die von der Brücke zwischen Europa und Asien. So, als wäre die Bevölkerung über Jahrhunderte in ethnischen und kontinentalen Monaden verharrt und als könne noch heute zwischen den Volksgruppen skalpellarig unterschieden werden.

Die Stadtgeschichte erzählt etwas anderes. Es war wohl eher eine Frage der Steuern, die zwischen Muslimen und Nichtmuslimen unterschieden hat. Wer keine Zusatzabgaben leisten wollte, der konvertierte zum Islam. Nationalität sollte erst später zum wesentlichen Faktor avancieren. Die Grenzen, so erzählt Orhan Esen, der die Stadtentwicklung kennt und wissenschaftlich gearbeitet hat, verliefen zwischen Nord und Süd, zwischen den Wasserstraßen zugewandten Handelswegen und ihren Nutznießern und den Tälern hinter den Hügeln. Dort siedelten sich Millionen von Binnenmigranten an.

Wer heute mit dem Schiff den Bosphorus entlangfährt und die neuen Stadtteile jenseits der Bergkämme besucht, ist leicht von einer weiteren Erklärung Esens zu überzeugen. Die Stadt sei eine „Self Service City“, sie erschaffe sich selbst ihre Bau- und Wachstumsregeln. Die ehemaligen Uferpaläste wetteifern mit den neuen Luxushotels um Glanz und Eleganz. Auf den Hügeln sind die bäuerlichen Kleinparzellen und Wohnansiedlungen, die in Fußnähe zu den einstigen Industrieanlagen errichtet worden waren, modernen Hochhaussiedlungen gewichen. Das Zentrum dessen, was man Istanbul nennt, hat sich weit ausgedehnt. Bau- und Eigentumsformen haben sich in kreativer Weise entwickelt und der Stadt in Eigenleistung ein neues Gesicht verliehen. Slumähnliche Gebiete hingegen gibt es inmitten der Altstadt. Sie sollen bald historisierenden Großbauten weichen.

Wohin die Stadt sich entwickeln wird, ist offen. Neben der inneren Dynamik wird es von der allgemeinen Entwicklung der Türkei abhängen sowie von der Frage, ob der weltweite Urbanisierungstrend einmal eine wirtschaftlich und sozial eingebettete Umkehrung erfährt. Eine wesentliche Erkenntnis setzte sich durch: Die Problemstellungen von Migration sind nicht vornehmlich einer Ethnie oder Religion geschuldet, sondern dem Verhältnis und den Lebensgewohnheiten von Stadt und Land. So muss Istanbul ähnliche Probleme bewältigen wie deutsche Städte. Der Zugang zu Bildung und Arbeit ist wesentliche Bedingung für Integration. *Georg Wenz*

**Die Stadt
Istanbul
erschafft sich
selbst ihre
Bau- und
Wachstumsregeln.**

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Thema Behinderung im Bereich der Diakonie aufgegriffen, als man die nationalsozialistischen Euthanasieverbrechen und die Stellung der Diakonie dazu aufarbeiten musste. Gott wird als Freund der Schwachen gesehen, der den glimmenden Docht nicht auslöscht. Dies eröffnet eine neue Perspektive auf Menschen mit Behinderung.

Als in den folgenden Jahren die Behindertenhilfe ausgebaut wurde und zahlreiche Heime und Einrichtungen entstanden, nahm die diakonisch-theologische Debatte die Thematik auf, sah aber überwiegend auf das Elend der Betroffenen: Die Schwachen, so wurde formuliert, lassen „die wahre Gott-Ebenbildlichkeit im leidenden Menschen erkennen“. Die Hilfen für Menschen mit Behinderung waren spürbar bevormundend und paternalistisch organisiert. In Entwürfe theologischer Anthropologie fand das Thema der Behinderung kaum Eingang.

Dies änderte sich erst um 1980. Die Prinzipien von Normalisierung, das heißt Anpassung an die allgemein üblichen Lebensverhältnisse, sicher auch die Impulse des Internationalen Jahrs der Behinderten, das die UN für 1981 proklamierten, veränderten den Blickwinkel auch in der theologischen Anthropologie. „Wir brauchen einander“, herausgegeben von Geiko Müller-Fahrenholz, war der erste Titel, der dieses Thema 1979 aufgriff; Ulrich Bach folgte 1980 mit „Boden unter den Füßen hat keiner“. Andere schlossen sich an, darunter auch Jürgen Moltmann. In seinem Buch „Diakonie im Horizont des Reiches Gottes“, 1984, ist ein Kapitel „Die Rehabilitation Behinderter in einer Segregationsgesellschaft“ enthalten.

Der behinderte Mensch konnte als Thema der Theologie nicht mehr ausgeblendet werden. Fortan stellte sich die Frage, wie Menschen mit Behinderung in den Entwürfen theologischer Anthropologie berücksichtigt sind. Dies hatte Konsequenzen für das theologische Nachdenken und die kirchlichen Verlautbarungen zu Fragen des Menschenbilds und der Ethik.

Behinderung kann als Teil des Menschseins, als „Teil der guten Schöpfung Gottes“ verstanden werden. Dahinter steht aber die Erfahrung des Kreuzes Christi als Teil des Weges Gottes mit seiner Welt. Als Behinderte und Nichtbehinderte leben wir in einer Welt voller Rätsel. Der Mensch ist nicht perfekt, das Leben ist begrenzt und verletzlich. Dies führt zu einer Bescheidenheit im Blick auf große theologische



Angeregte Gespräche in der Kaffeepause: Teilnehmer der Tagung „Barrierefreiheit für die Seele“.

(Foto: privat)

UNTERSCHIEDE WAHRNEHMEN

Behinderung und Inklusion in theologischer Anthropologie

Da die Entwürfe der Theologie zeitbezogen sind, wundert es nicht, dass Behinderung oder gar Inklusion erst in jüngerer Zeit in den Blick kommen. Lange spielte das Thema nur eine marginale Rolle. Werner Schwartz, Leitender Direktor der Diakonissen Speyer-Mannheim, zeichnet den Weg der Theologie nach, um diesem Thema gerecht zu werden. Wir dokumentieren Auszüge seines Vortrags bei der Tagung „Barrierefreiheit für die Seele“.

Die Gleichheit aller Menschen vor Gott erfordert eine inklusive Anthropologie.

Deutungen. Alle Menschen haben ihre Geschichte, und die besteht aus vielen Geschichten von Gelingen und Versagen, von Möglichkeiten und Begrenzungen. Dazu gehört die Einsicht: Alle Menschen haben ihre Schwächen und Stärken, ihre Einschränkungen und Entwicklungsmöglichkeiten.

Nur alle Aspekte zusammen machen das Menschsein aus. An der Inklusion führt kein Weg vorbei. Ein Bild vom Menschen lässt sich in biblischer Perspektive jedenfalls nicht so entwerfen, dass nur die Starken und Guten, die Tüchtigen und nahezu Vollkommenen die Ebenbildlichkeit Gottes reklamieren können. Zwar gibt es auch in der Bibel Belege dafür, dass Menschen dies immer wieder versuchen. Die Heldengeschichte von David, der sich vom Hirtenjungen zum orientalischen Großkönig hervorgekämpft hat, lässt dies ahnen.

Aber das Gefälle der biblischen Überlieferung geht in eine andere Richtung. Der Mensch ist nicht der ideale, gesunde, anständige, fromme Mensch. Der Mensch ist der, den Gott vorfindet, in seiner Einschränkung, körperlich, geistig, moralisch, geistlich. Als der, der sich immerzu um sich selbst dreht, sich abgrenzt von anderen, sich heraushebt über andere, mit seinen Begrenzungen und Einschränkungen unzufrieden

ist, die Krücke des Vergleichs mit anderen braucht, um sich selbst zu stabilisieren. Dieser Mensch ist es, den Gott sucht. Und dieser Mensch ist es, dem Gott zeigt, dass alle seine Kinder sind, dass er alle liebt, allen helfen will, für alle da ist.

Das erfordert es, dass Menschen ihre Unterschiedlichkeit wahrnehmen und anerkennen. Gott hat ihnen allen das Leben gegeben, ihr Leben, ihr konkretes, von anderen unterschiedenes Leben. Die Normalität, unter der Gott das Leben aller sieht, ist die Normalität der Sünde, der Entfremdung, der Selbstzentriertheit, der Gottes- und Menschenferne, der Hoffnungslosigkeit und Lieblosigkeit. Darin sind sie alle gleich. Und daraus will Gott sie alle erlösen.

Wenn vor Gott alle Menschen gleich sind, dann macht es keinen Sinn, unter Menschen Unterschiede herauszustellen. Dann sind eben alle eingeschlossen. Inklusion heißt dies auf behindertenpädagogisch. Dann muss, soll das theologische Nachdenken konsistent sein, daraus eine inklusive Anthropologie folgen, eine, die das Menschsein mit unterschiedlichen Weisen und Graden der Behinderung umfasst.

Will man nicht alles Leben als zugleich behindert und nicht behindert sehen, dann bleibt doch festzuhalten, dass auch für das Menschsein mit einer Behinderung gilt: Es verwirklicht die Grundstruktur menschlichen Lebens und ist eine konkrete Gestalt des Menschseins in Beziehung. Es hat seine individuelle Ge-

gebenheit, eben mit der Einschränkung, wie andere auch ihre je spezifische Einschränkung haben, unabhängig von aller Definition von Normalität, ist aber gleichwohl ein Leben, das sich als Gabe dem Geber, Gott, verdankt. Bach sagt: „Gott will, dass dieses Leben ... mein Leben ist.“ Wenn dieses Leben dann seine besondere Erschwernis in der Behinderung hat, dann braucht dies „Förderung, Assistenz und Partizipation“, und das ist eine Herausforderung an unterstützende Systeme und Maßnahmen und Personen, die Nachbarschaftlichkeit und Annahme gewährleisten. So gibt es eine je individuelle Gestalt der Gott-Ebenbildlichkeit, weil alle Menschen ihre jeweiligen Ressourcen, Begabungen und Begrenzungen haben, ihre Entwicklungsmöglichkeit und Fragmentarität und darin eben Bilder Gottes sind. Alle, Menschen mit und ohne Behinderung, unterliegen der Notwendigkeit, ihr Leben zu bestehen und sich darin zu bewahren.

Ich schließe mit einem Zitat von Ulrich Bach: „Menschen mit und ohne Behinderung: beide jeweils so von Gott geschaffen; beide in der gefallenen Schöpfung lebend; beide (als ‚geschädigte Schöpfung‘) auf die Heilstat Christi angewiesen; beide durch Christus mit Gott versöhnt; beide Glieder am Liebe Christi, beide defizitär und auf andere angewiesen; beide mit göttlichen Gaben begabt, beide auf Erlösung wartend. – Wo ist da eigentlich theologisch der Unterschied?“

Wenn man bedenkt, dass um das Jahr 1970 der Begriff Ökologie nur einigen Biologen und Stadtsoziologen bekannt war, dann kann man sagen: Kaum ein anderer Begriff hat in so kurzer Zeit eine so glänzende Karriere hingelegt.

Trotz hervorragender Wirtschaftsdaten, geringer Arbeitslosigkeit, zügigem Ausbau aller Bildungseinrichtungen, Neugründungen zahlreicher Universitäten nahm die Unzufriedenheit mit der gebauten Umwelt zu. Der Gestank durch Abgase war unerträglich; auch durch kleine Gassen quälten sich Autoschlängen; die schönsten innerstädtischen Plätze waren zugesperrt. Die Zahl der Verkehrstoten betrug um 1970 ungefähr 19000 pro Jahr; das führte kaum zu größeren Protesten, es gehörte gleichsam zum Schicksal der „freien Fahrt für freie Bürger“, die der ADAC lautstark forderte. Unter den Toten waren 8000 Fußgänger und Radfahrer, die Hälfte von ihnen älter als 65 Jahre. Der Bau fantasieloser Wohn- und Schlafstädte setzte sich fort, unter Vorzeichen immer größerer Verdichtung.

In dieser hektischen Boom- und Bauphase wurde nicht daran gedacht, dass es Behinderte gibt, dass Frauen – und nicht nur sie – in den gedankenlos gebauten Parkhäusern, Unterführungen und Hauseingängen Angst haben. Ein Rausch der „Machbarkeit der Sachen“, wie der Soziologe Hans Freyer einen der dominanten Trends des Zeitalters nannte, hatte das Land erfasst. Alles schien machbar, planbar, beherrschbar und auch bezahlbar.

Wie heißt es im schönen Vers von Friedrich Hölderlin: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ Das Rettende setzt einen Bewusstseinswandel voraus. Dieser kommt nicht von selbst; er muss herbeigeführt werden, wächst in Nischen und hat schon etwas gewonnen, wenn ihn hoch geachtete Persönlichkeiten vortragen und zu ihrer Sache machen.

Das geschah seit den späten 1960er Jahren mit ihren zahlreichen sozialen und kulturellen Bewegungen sowie einem umfassenden Wertewandel. Die „Öko-Bewegung“, verstärkt durch die Diskussion um die „Grenzen des Wachstums“, war ein Teil der Bewegungen, die zum Umdenken führten.

Es wurde in kurzer Zeit viel erreicht, zumal in den Innenstädten. Urbanität und Öffentlichkeit wurden Leitbegriffe für die Rückgewinnung einer städtischen Lebensform mit vielen öffentlichen Plätzen und Orten hoher

Aufenthaltsqualität. Fußgängerzonen entstanden, innerstädtische Plätze wurden von Autos befreit, denkmalwürdige und stadthistorisch wichtige Objekte wurden deutlich hervorgehoben und belebten den Bürgerstolz.

Seit der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 wurde der Begriff Nachhaltigkeit zum Leitbegriff eines ökologisch verträglichen Wirtschaftens. Die dort verabschiedete Rio-Deklaration führte in Deutschland in der Mehrzahl der Städte dazu, eine „Lokale Agenda 21“ einzurichten, deren Arbeitsergebnisse auf verschiedenen Wegen in die kommunale Bau- und Bodenpolitik eingebracht wurden.

Im Zusammenhang von Ökologie- und Nachhaltigkeitsdebatten wurde auch das ökologische Bauen neu entdeckt. Bis zum Anbruch des Zeitalters der Technik und der Machbarkeit aller Sachen gehörte es zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten. „Ökologisches Bauen“ lässt sich übersetzen als ein auf den Ort beziehungsweise den Ortshaushalt (griechisch: oikos) bezogenes Bauen.

Nehmen wir als Beispiel die Ökologie der Schwarzwälder Bauernhäuser. Ulrich Schnitzer aus der Karlsruher Fakultät für Architektur erforschte die zusammenhängenden Kreisläufe der Wasser- und Abwasser-, der Wärme- und

Abwärmenutzung und verglich sie mit Beispielen aus anderen Kulturräumen. Sein im Jahr 1990 gezogenes Fazit lautet: „Kein Umstand hat zu der langen Lebensdauer der Schwarzwaldhäuser mehr beigetragen als die Fähigkeit ihrer Erbauer, die Durchlüftung von Haus und Bauteilen sicherzustellen und gleichzeitig zu vermeiden, dass an Konstruktionsteilen Dauerfeuchtigkeit auftritt.“

Zu den Herausforderungen für die Stadtplanung unter Kriterien der Nachhaltigkeit gehören Faktoren, die immer weniger von den betreffenden Ländern und Städten allein gesteuert werden können. Das Rettende, das heranwachsen muss, hat es heute, unter umfassenderen Bedingungen der Globalisierung und der jenseits aller Warenzyklen expandierten Finanz- und Energiemärkte, viel schwerer als vor 40 Jahren. Mit einem Bewusstseinswandel nur hierzulande ist es nicht mehr getan.

Die Sozialstruktur hat sich seit den 1970er Jahren nicht nur demografisch stark verändert, nicht nur durch die Millionen Spätaussiedler seit den 1980er Jahren und die rund acht Prozent Ausländer, sondern auch durch die



Haben negative Auswirkungen auf das Stadtbild: Anhäufung von Fotovoltaikanlagen auf den Dächern der Stadt Basel.

(Foto: epd)

RAUSCH DES MACHBAREN HAT DIE NACHHALTIGKEITSDEBATTE ERREICHT

Bernhard Schäfers: Auch in der Ökologie sind gute Ideen nicht alternativlos

Das Bild unserer Städte hat sich im vergangenen halben Jahrhundert dramatisch verändert. Gab es in den 1960er und 1970er Jahren einen regelrechten Bauboom, der zu fantasielosen Wohn- und Schlafstädten, aber auch zubetonierten Innenstädten führte, so begann mit dem Wachsen der Ökologiebewegung fast zeitgleich ein Umdenken hin zu mehr Nachhaltigkeit. Dieses Umdenken bestimmt bis heute die Leitlinien der Städteplanung. Denkt man beim

langjährige hohe Arbeitslosigkeit und ein Absinken des Lebensstandards nun auch der mittleren Schichten.

Die Kassenlage aller öffentlichen Haushalte ist prekär. In manchen Städten hat die Beteiligung der Kämmerer an den von der Finanzwirtschaft, vor allem in den USA, erfundenen Gewinnspielen zu einem Schuldenstand geführt, den sie nie werden abbauen können. Angestrebte Einspareffekte beziehen sich immer stärker auf den privaten und öffentlichen Energiesektor.

Jetzt, da wichtige Kriterien der Nachhaltigkeit durchgesetzt sind und die Gesetzesmaschinerie, genährt von einem immer agileren Lobbyismus auf

allen Ebenen des politischen Handelns, auf Hochtouren läuft, ist ein „Bedenke“ angebracht. Wir Soziologen sind auch, mit Norbert Elias gesprochen, „Mythenjäger“. Und mit Max Weber liebe sich sagen: Wir müssen vermeiden, dass wir ein neues „Gehäuse der Hörigkeit“ zimmern. Auch gute Ideen sind oft nicht „alternativlos“, um das zu Recht gebrandmarkte Unwort des letzten Jahres zu zitieren.

Der „Rausch der Machbarkeit“ hat also die Nachhaltigkeitsdebatte erreicht. Sie ist vor allem eine technologische Debatte, mit immer neuen Standards, Messwerten und oft schwer nachvollziehbaren Behauptungen.

Thema Nachhaltigkeit jedoch nur an ökologisches Bauen und Wärmedämmung, entstehen, wie das Beispiel der Fotovoltaikanlagen zeigt, neue Probleme. Darauf macht der emeritierte Karlsruher Soziologieprofessor Bernhard Schäfers aufmerksam. Wir dokumentieren seinen Vortrag, den er am 8. Februar 2011 beim Akademiegespräch in Landau zum Thema „Zukunft der Kommunen“ gehalten hat.

Ich möchte ein nachdrückliches Plädoyer dafür halten, dass wir Nachhaltigkeit nicht nur unter diesen Kriterien sehen. Mit dem Darmstädter Ordinarius für Wohnungsbau, Günter Pfeifer, ist festzustellen, „dass so manche bauliche Maßnahme zur Erreichung guter Energiewerte jeden Maßstab architektonischer und handwerklicher Kultur krass unterschreitet“. Als bedenklich führt Pfeifer den sogenannten „Passivhausstand“ an. Neubauten nach diesen Standards seien so luftdicht, dass auf unregulierte Fensterlüftung von vornherein verzichtet wird. Die „regulierte Wohnungslüftung“ sei zur „entscheidenden Schlüsseltechnik“ geworden.

Mit den neuen Standards, die bei älteren Gebäuden mit extremer Dämmung ihr ästhetisch fragwürdiges Betätigungsfeld fanden, hätten wir uns eine „Beatmungsverordnung verschrieben“. Erinnert man sich, dass viele der oft unnötigen seit den 1960er Jahren errichteten Klimaanlage schlecht funktionieren und Gesundheitsprobleme eigener Art hervorriefen, und dass nicht einmal in einem überschaubaren Bereich, etwa einem ICE-Waggon, die Sache in den Griff zu bekommen ist, bleibt nicht nur aus technischen Gründen Skepsis angesagt bei der exzessiven Wärmedämmung und den neuen Einheitsfassaden. Dass aus guten Ideen und neuen Techni-

ken schnell politisch leicht verwertbare Ideologien werden, an die sich der Lobbyismus wie an Rockschoße klammert, dafür steht auch die Fotovoltaiktechnik. Diese kann in verdichteten Stadtgebieten und ihren historischen Kernen zu ästhetischen Verunstaltungen führen. Die Stadt Marburg war kurz davor, eine Verordnung verpasst zu bekommen, nach der jedes Haus mit einer solchen Anlage zu versehen sei – auch in der Altstadt mit ihrer schönen Dächerlandschaft. Die Behauptung, dass sich das nach gut zehn Jahren rechnet, kann die Fotovoltaikindustrie freuen, nicht aber die Mehrzahl der privaten Hausbesitzer – ganz unabhängig davon, dass sich wesentliche Randbedingungen schnell ändern können.

Hinzu kommt die Ressourcenverschwendung, die man eigentlich nachhaltig stoppen will, durch oft gigantischen Landverbrauch für Fotovoltaikanlagen. Das mag einer kapitalistischen Rationalität und Brüsseler Agrarverordnungen ebenso geschuldet sein wie der unglaubliche Landverbrauch für die neue Monokultur: den landschaftsverhandelnden Maisanbau, um ein paar Liter Biosprit zu bekommen. Mit volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen und einer Landwirtschaft, die für den regionalen Markt produziert, hat das nichts zu tun.

Betrachtet man die Herstellungskosten der solar verteuerten Energie ganz nüchtern und stellt vor allem die Frage danach, wo diese Platten mit welchen Rohstoffen produziert werden und welches neue Entsorgungsproblem damit in den nächsten Jahren auf uns zukommt, dann ist mehr Besonnenheit angebracht.

Dies gilt gerade vor dem Hintergrund, dass die Globalisierung und der internationale Stil der Architektur die Unterschiede in den Baukulturen schon genügend eingeebnet haben.

Ein anderes Beispiel. Noch gibt es zu viele städtische Angsträume, die von Frauen und älteren Menschen ganz anders wahrgenommen werden als vom eiligen neuen Menschentyp und Stadtbewohner, dem agilen Handybenutzer, der Geschäfte tätiger und mit Intimem beschäftigt den Straßenraum und die öffentlichen Plätze durchheilt und die Umgebung, ihre Menschen eingeschlossen, keines Blickes würdigt.

Wahrgenommene städtische Angsträume sind neben anderen durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Formelle und informelle Kontakte und soziale Kontrolle durch Mitbürger fehlen

weitgehend; die Orte sind unüberschaubar, einzelne Bereiche überhaupt nicht einsehbar. Auch gibt es häufig zu hohe und zu viele Randbepflanzungen an Bürgersteigen und Wegen. Außerdem ist die Beleuchtung mangelhaft oder fehlt ganz; zu dunkle Farbanstriche an Wänden oder in Durchgängen können bereits ein großes Unbehagen erzeugen.

Typische Unsicherheitsbereiche, wie etwa Tiefgaragen und Unterführungen für Fußgänger und Radfahrer, die teilweise noch aus der hektischen Bauphase der 1960er und 1970er Jahre stammen, sind Angsträume der ganz besonderen Art; oft sind sie eher geeignet für Krimis als für einen noch so kurzfristigen Aufenthalt.

Das Zurück in die Innenstädte, das zu beobachten ist, bringt neue Probleme, da bei der angestrebten Verdichtung und dem Bau neuer Stadtvillen jeder Garten und Vorgarten als Baulücke gesehen wird. Hinzu kommt die Ausweitung des Flächenbedarfs pro Einwohner durch den wachsenden Anteil der Ein-Personen-Haushalte. Aber auch die jedem Einwohner durchschnittlich zur Verfügung stehende Wohnfläche ist mit 45 Quadratmetern ebenso kostspielig wie die Aufrechterhaltung der Infrastruktur im suburbanen Raum für eine oft geringe Einwohnerzahl.

Im Hinblick auf kaum vertretbaren Landverzehr im Verhältnis von Stadt und Region ist noch auf zwei Sachverhalte hinzuweisen: Die Ausweisung großer Flächen für Einkaufszentren und Factory-Outlets am Stadtrand, die die Angebote der Innenstädte gefährden, wird fortgesetzt. Diese Zentren können ja auch deshalb ihre Waren billiger und den Parkraum

kostenlos anbieten, weil ihnen die Flächen von Städten oder Landkreisen häufig zum Nulltarif angeboten werden. So entstanden „Zwischenstädte“, wie der Stadtplaner Thomas Sieverts in einem 1997 erschienenen Beitrag jene Räume nannte, die – so der Untertitel – „zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land“ liegen. Und da liegen sie immer noch.

Zum Schluss möchte ich noch bemerken: Das Verhalten der Bürgerinnen und Bürger, dieser auch in ökologischer Perspektive so widersprüchlichen Wesen, ihre Fähigkeiten zu zivilem und urbanem Verhalten sind letztlich das Nadelöhr, durch das alles zu gehen hat, was die Städte zu Orten einer sozial und auch ökologisch lebens- und liebenswerten Heimat macht und ihre Zukunftsfähigkeit nachhaltig sichert.

Länder und Städte können Faktoren der Nachhaltigkeit immer weniger allein steuern.

Die Ausweisung großer Flächen für Einkaufszentren und Factory-Outlets am Stadtrand wird fortgesetzt.



Vorsichtig behandeln: Unsere Erde ist nicht bruchsicher verpackt wie dieser Globus im Pappkarton.

(Foto: cpd)

NACHHALTIGKEIT UND JUGEND

Ein Forschungsprojekt der „Jungen Akademie“

Eine Mehrheit der Jugendlichen meint, dass sich zentrale Zukunftsprobleme auf wissenschaftlichem Weg lösen lassen und sie sind gewillt, sich für Lösungen zu engagieren. Katrin Platzer, Studienleiterin an der Evangelischen Akademie der Pfalz und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Krebsforschungszentrum (DKFZ) in Heidelberg, berichtet über ein Forschungsprojekt der „Jungen Akademie“ in Kooperation mit dem Life-Science-Lab am DKFZ zum Thema Nachhaltigkeit aus dem Bereich der Synthetischen Biologie.

Nachhaltigkeit ist einer der Schlüsselbegriffe der Gegenwart. Ist das Thema Nachhaltigkeit für Jugendliche zu abstrakt oder zu langweilig? Sicherlich nicht, so die Meinung des Soziologen und Umweltforschers Edgar Göll vom Berliner Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung, der im März 2011 eine im Auftrag des Bundesumweltamtes erstellte Studie zu den Interessen von Jugendlichen publiziert hat. Allerdings, so Göll, ist die Ansprache Jugendlicher stark verbesserungsbedürftig, wenn man sie für Nachhaltigkeitsthemen interessieren und zu einem Engagement in diesem Themenfeld motivieren möchte.

Diese Aussage wird bestätigt beispielsweise durch die Umfrageergebnisse in der neuesten Ausgabe (17. Welle, Februar 2011) der deutschlandweit durchgeführten Trendstudie „Timescout“. Hier wurde gefragt, was junge Menschen mit dem Begriff der Nachhaltigkeit verbinden. Die Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: 1200 Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von elf bis 39 Jahren, die in sechs deutschen Großstädten interviewt wurden, setzten Nachhaltigkeit vor allem mit Klima- und Umweltschutz gleich, ein umweltbewusstes Leben wurde von ihnen als teuer und anstrengend empfunden, Nachhaltigkeit insgesamt als ein lebensfernens Konstrukt betrachtet.

Auf Empfehlung des Weltgipfels für nachhaltige Entwicklung in Johannesburg 2002 fasste die Vollversammlung der Vereinten Nationen den Beschluss, die Jahre von 2005 bis 2014 als Weltdekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ auszurufen. Die Staaten kamen überein, erhebliche Anstrengungen zu unternehmen, um das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung in der Bildung zu verankern. Zentrale Aspekte einer nachhaltigen Bildung sind – neben Umweltaspekten – die sozialen, regionalen, partizipativen, (inter)kulturellen und globalen ethischen Aspekte. Das heißt: Neben dem Erwerb von konkretem Umweltwissen geht es auch darum, jungen Menschen eine Verantwortungsethik zu vermitteln.

Das Umwelt- und Nachhaltigkeitsbewusstsein hat sich gewandelt. Die Welt der Jugendlichen ist komplexer geworden, sie ist bestimmt von Wissenschaft, Technik, Globalisierung und sich ändernden Berufsbildern. Die Mehrheit der Jugendlichen setzt ihre Hoffnung insbesondere auf wissenschaftliche und technische Innovationen, um Wege aus den globalen Krisen zu finden. Knapp 60 Prozent der befragten deutschen und österreichi-

chen Jugendlichen glauben, so die Ergebnisse einer 2009 herausgegebenen Studie der Bertelsmann Stiftung, dass sich zentrale Probleme der Gegenwart und Zukunft durch wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn und technische Erfindungskraft lösen lassen, wenn diese in den Dienst der Humanität gestellt werden.

Um dieses Engagement zu entfalten, benötigen sie autonome und unterstützte Räume, das heißt echte Freiräume, wie sie beispielsweise die „Junge Akademie“ der Evangelischen Akademie der Pfalz zusammen mit ihren Kooperationspartnern, insbesondere dem Heidelberger Life-Science-Lab am DKFZ, zur Verfügung stellt. Die Jugendlichen werden in Vortragsveranstaltungen, Wochenendseminaren und Ferienakademien der Evangelischen Akademie der Pfalz insbesondere mit den globalen sozialen und ethischen Dimension

der Nachhaltigkeitsthematik konfrontiert, in den biologischen und physikalischen Laboren des Life-Science-Lab erhalten sie die Möglichkeit, eigene Ideen zur Lösung von Umweltproblemen unter wissenschaftlicher Anleitung praktisch umzusetzen. An einem Beispiel sollen Kreativität, Engagement und Zu-

Jugendliche können eigene Ideen unter wissenschaftlicher Anleitung umsetzen.

kunftsvisionen der jungen Menschen anschaulich gemacht werden.

Die Umweltverschmutzung mit Kunststoffen ist ein großes ökologisches Problem, was besonders beim Blick auf die Weltmeere deutlich wird: Dort sammeln sich Plastikteilchen und bedecken eine Gesamtfläche der Größe Europas. Der größte zusammenhängende Teppich hat die Größe des amerikanischen Bundesstaates Texas. Da die Quelle des Übels an Land liegt, setzen die Überlegungen der jungen Leute zur Lösung des Problems hier an: Viele Kunststoffe sind chemisch so beschaffen, dass sie nicht auf biologischem Wege durch Enzyme abgebaut werden können. Gibt es einen Weg, auch die anderen Kunststoffe biologisch abzubauen? Bei ihren Recherchen am Life-Science-Lab sind die Jugendlichen auf einen Bericht über Termiten gestoßen, in dem es heißt, sie würden Kunststoffisolationen von Kabeln anfressen. Fressen sich diese Termiten nur den Weg frei oder können sie neben Holz auch die künstlichen Polymere verdauen? Dazu beobachten die jungen Forscher einen eigenen Stamm von Termiten und stellen mikrobiologische Untersuchungen an den Bakterien der Darmflora an, die für den Abbau des Holzes verantwortlich sind.

Die Erfahrung, die jungen Leute im Kontext solcher Forschungsprojekte an wissenschaftlichen Einrichtungen, die von reflektierenden Angeboten der Evangelischen Akademie angeleitet und begleitet werden, machen können, ist die, dass sie selber einiges bewegen können. Dies hat zur Folge, wie Rückmeldungen aus dem Kreis der Ehemaligen zeigen, dass sie sich auch später engagieren, um gesamtgesellschaftliche Veränderungsprozesse zu unterstützen. Bildung für nachhaltige Entwicklung bedeutet in diesem Sinne eine Bildung, die junge Menschen befähigt, globale Probleme vorherzusehen, sich ihnen zu stellen und sie gemeinsam zu lösen.

Voraussetzung ist jedoch, dass durch entsprechende Bildungsangebote die Werte und Prinzipien gefördert werden, die Grundlage für eine nachhaltige Entwicklung sind. Ein Ort hierfür ist die „Junge Akademie“ der Evangelischen Akademie der Pfalz in Kooperation mit ihren Partnern aus Wissenschaft und Wirtschaft. Die teilnehmenden Jugendlichen werden ermutigt, an ein erkanntes Problem selbstbestimmt heranzugehen. Sie entwickeln eine hohe Sensibilität für die individuelle Eigenverantwortung angesichts einer globalen Entwicklung. Ihr weiteres Handeln ist von dem Interesse geleitet, sich an der Sache zu bewähren. Indem sie aktiv an Lösungen für die Zukunft arbeiten, erfahren sie – ganz lebenspraktisch – einen Sinn in ihrer eigenen Existenz.

DAS NÖTIGE RÜSTZEUG GEBEN

Moritz Maurer über Verantwortung in der Forschung

Moritz Maurer war Schüler am Eleonoren-Gymnasium in Worms und hat sich auf das Heidelberger Life-Science-Lab, das wissenschaftspropädeutische Förderprogramm des DKFZ für naturwissenschaftlich-technisch und mathematisch besonders begabte Schüler, beworben. Nach dem abiturbedingten Ausscheiden aus dem Programm blieb er studentischer Mentor der Philosophie-Arbeitsgemeinschaft. Heute studiert Moritz Maurer Philosophie und Religionswissenschaft in Heidelberg. Martin Schuck sprach mit ihm über die Motive für sein Engagement im Life-Science-Lab und in der „Jungen Akademie“.

Wie sind Sie auf das Life-Science-Lab aufmerksam geworden, und was war Ihre Motivation, sich für dieses Förderprogramm zu bewerben?

Aufmerksam auf das Life-Science-Lab wurde ich durch eines der Wochenendseminare in Kooperation mit der Evangelischen Akademie der Pfalz, auf das mich meine damalige Biologielehrerin hingewiesen hatte. An diesem Wochenende lernte ich bereits eines der Hauptprinzipien des Labs kennen und schätzen: naturwissenschaftliche Probleme auch aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Mir gefiel auch die freundliche Atmosphäre der Veranstaltung, in der wunderbare inhaltliche Diskussionen möglich waren. Gerade diese intellektuelle Streitkultur und die Vermittlung ihrer Regeln ist, so finde ich, eine der großen Leistungen der Wochenendseminare.

Welche Schwerpunkte in der Arbeit des Life-Science-Lab interessieren Sie besonders?

Zum einen die transdisziplinäre Ausrichtung der Arbeit des Labs, die eben mehr sein will als nur naturwissenschaftlich, wie sie par excellence in den Wochenendseminaren in Kooperation mit der „Jungen Akade-



Moritz Maurer. (Foto: Bolte)

mie“ zum Ausdruck kommt. Zum anderen aber auch die besonderen Möglichkeit für junge Menschen, über außergewöhnlichen Aufgaben und Fragestellungen zusammenzukommen.

Sie haben lange Zeit an der Philosophie-AG des Labs teilgenommen. Welche Verbindung sehen Sie zwischen der forschungsorientierten Arbeit am Deutschen Krebsforschungs-

institut, wo das Life-Science-Lab beheimatet ist, zu den Problemstellungen der Philosophie?

Natürlich könnte man zunächst auf die erkenntnistheoretischen Fragen eingehen, die jeden Wissenschaftler immer umtreiben müssen, wenn er ernsthaft Wissenschaft betreiben möchte. Eine Einsicht, die spätestens seit Aristoteles' Metaphysik ihren festen Platz am wissenschaftlichen Problemhorizont hat – und die mit ihren weiterreichenden Fragen natürlich auch einen Bogen zu dem christlichen Hintergrund der „Jungen Akademie“ spannt! Aber auch die ethischen Konsequenzen der Arbeit des Forschers standen und stehen bei den Wochenendseminaren immer wieder im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit. Ich denke, dass hier die „Junge Akademie“ und das Life-Science-Lab hervorragende Arbeit leisten: Sie geben den Wissenschaftlern von morgen das nötige Rüstzeug mit, um reflektiert arbeiten zu können und somit von einer reinen Wissenselite auch zu einer Verantwortungselite werden zu können. Die Teilnehmer werden sich der überindividuellen Bedeutung von Forschung auf einer neuen Ebene bewusst und bekommen durch die Seminare Einblicke in die ethische, po-

litische und soziale Bedeutung naturwissenschaftlichen Arbeitens.

Durch die Kooperation des Labs mit der Evangelischen Akademie der Pfalz haben Sie viele Seminare im Bereich Philosophie und Theologie besucht, die von der „Jungen Akademie“ angeboten werden. Sehen Sie sich damit unter den Teilnehmern des Life-Science-Lab als eine Ausnahme, oder gibt es einen größeren Zuspruch für diese Themen?

Ich denke, dass diese Themen auf großen Zuspruch aus den Reihen des Life-Science-Lab stoßen – und das nicht zuletzt aufgrund der Seminare der „Jungen Akademie“ und des Life-Science-Lab! Gerade auf den Wochenendseminaren werden ethische und erkenntnistheoretische Fragestellungen besonders tief gehend erörtert und diskutiert, einer der Pfeiler der Arbeit des Labs. Bei mir führte das alles in allem dazu, dass ich von meinen vorher doch eher naturwissenschaftlichen Interessen zu einem kultur- und geisteswissenschaftlichen Studium der Religionswissenschaft und Philosophie in Heidelberg gefunden habe.

Sehen Sie Möglichkeiten, die am Life-Science-Lab und der „Jungen Akademie“ gewonnenen Erfahrungen für Ihre berufliche Zukunft zu nutzen?

Der Begriff der Verantwortung wird wohl für meinen weiteren beruflichen Weg eine besondere Rolle spielen: Auch kulturwissenschaftliche Arbeit kann brisant sein und auch hier muss man, ebenso wie in den Naturwissenschaften, mit Bedacht seine Forschung betreiben und sich der politischen Relevanz zum Beispiel der Dekonstruktion vermeintlich zeitloser Traditionen und Identitäten bewusst sein.

Freunde suchen Freunde

Einladung zur Mitgliedschaft. Wir unterstützen und begleiten die Arbeit der Akademie. Wir setzen uns mit Fragen der Zeit auseinander, am liebsten gemeinsam mit anderen. Mit unseren Aktivitäten wollen wir unserer Region neue Impulse geben und einen Dialog aktueller Themen ermöglichen. Wir engagieren uns nicht nur persönlich und finanziell, sondern auch ganz bewusst durch eigene Veranstaltungen wie Vorträge, Tagungen und Publikationen.

Unser Jahresbeitrag beträgt 30 Euro. Auch über zusätzliche Spenden freuen wir uns und stellen Ihnen auf Wunsch eine steuerlich anerkannte Spendenbescheinigung aus.

Ihre Vorteile als Mitglied: > Sie werden zu den Veranstaltungen der Akademie und des Freundeskreises eingeladen. > Sie werden bei Veranstaltungen mit begrenzter Teilnehmerzahl bevorzugt. > Sie erhalten kostenlos die Akademiezeitung Protexpte und Informationen über weitere Veröffentlichungen.



Werner Simon, Vorsitzender

So werden Sie Mitglied: Rufen Sie uns einfach an, wir schicken Ihnen die Beitrittserklärung mit allen weiteren Informationen, Telefon 0 63 41 / 9 68 90-30, oder schicken Sie uns eine e-mail: info@eapfalz.de. Oder schreiben Sie uns kurz: Evangelische Akademie der Pfalz, Luitpoldstr. 10, 76829 Landau


GESELLSCHAFT DER FREUNDE
DER EVANGELISCHEN AKADEMIE
DER PFALZ E.V.

LEBEN IN ALEMANYA

Das Anwerbeabkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Türkei von 1961 war ein Schlüsseldatum der türkisch-deutschen Migrationsgeschichte. Anders als ursprünglich beabsichtigt, sind viele „Gastarbeiter“ der 1960er und 1970er Jahre geblieben. Sie, ihre Kinder und Enkel sind längst zu einem Teil Deutschlands geworden. Intensiver und nachhaltiger als alle anderen Migrantengruppen prägen sie unsere Gesellschaft.

Es gibt viele Beispiele von gelingender Nachbarschaft über selbstverständliche Teilhabe bis hin zu echter Freundschaft. Die Vorstellungen der Mehrheitsgesellschaft von „den Türken“ bleiben trotzdem in erheblichem Maße von Klischees und Stereotypen geprägt. Anfangs war es der ungebildete Bauer und der Knoblauchfresser. Heute ist es das Kopftuchmädchen, die anatolische Braut oder der religiöse Fundamentalist. Eine realistische, menschenfreundliche und zukunftsweisende Integrationspolitik erfordert hingegen einen differenzierten Blick auf die türkischen Milieus in Deutschland.

Am Beispiel des industriell geprägten Großraums der Metropolregion Rhein-Neckar diskutieren wir die Entwicklung der türkeistämmigen Community. Wer kam aus der Türkei, wer kommt gegenwärtig – und was bedeutet das für die Entwicklung unserer Region? Das Anwerbeabkommen von 1961 war eine Folge des Arbeitskräftemangels in Deutschland. Und bis heute wird Migration auch durch ökonomische Faktoren bestimmt. Die Tagung richtet deshalb ein besonderes Augenmerk auf den Beitrag der Immigranten zur Wirtschaftsentwicklung. Wer profitiert davon? Welche Schwierigkeiten ergeben sich bei der Einbeziehung türkeistämmiger Migranten in das regionale Wirtschaftsleben? Welche Potenziale gibt es?

Prof. Ilhan Tomanbay, Sozialwissenschaftler an der Hacettepe-Universität Ankara, beschäftigt sich mit der Frage, wie Migration aus der Türkei nach Deutschland sich heute gestaltet. In diesem Zusammenhang wird das von Tomanbay begleitete Diakonie-Projekt „Vorbereitet Ankommen“ vorgestellt, das bereits im Herkunftsland Integrationshilfen anbietet. Im Rahmen einer Präsentation des Film- und Musikprojekts der „Jungen Akademie“ „Jung. Deutsch. Türkisch. Mit Zukunft.“ kommen deutsch-türkische Jugendliche zu Wort. Wie sehen sie die Einwanderungsgeschichte ihrer Familien? Und wie wollen sie ihr Leben gestalten? Welche Rolle spielen dabei religiöse Motive? Welche Zukunft hat das türkisch-deutsche Miteinander?

Die Tagung richtet sich an alle, die mehr wissen wollen über Türcinnen und Türken, die zu uns gehören – und die aktiv beitragen wollen zu gelingendem Miteinander: Kommunalpolitiker, Lehrer, Verantwortliche in Unternehmen, Sozialverbänden und Kirchen sowie engagierte Bürgerinnen und Bürger.

Leben in Alemanyia – 50 Jahre Anwerbeabkommen der Bundesrepublik Deutschland mit der Türkei
Termin: 11. und 12. November 2011
Ort: Prot. Bildungszentrum Butenschoen-Haus Landau/Pfalz
Kosten: 85 Euro (ermäßigt 50 Euro)

AKADEMIEPROGRAMM

Stand August 2011

18. August 2011, 19 Uhr, Vortrag in Speyer, Bibliothek und Medienzentrale der Evangelischen Kirche der Pfalz
Nach Canossa gehen wir nicht – Weltliche und geistliche Macht im Wandel
Evangelische Akademie im Salierjahr
Die salische Herrschaft steht für einen grundlegenden Wandel im Verhältnis von geistlicher und weltlicher Macht. Der Kieler Kirchenhistoriker Prof. Dr. Reinhart Staats nimmt mit auf Spurensuche. In Zusammenarbeit mit der Bibliothek und Medienzentrale der Evangelischen Kirche der Pfalz und dem Verein für Pfälzische Kirchengeschichte.

25. August 2011, 19 Uhr, Podium in Speyer, Historischer Ratssaal
Wie viel Kirche braucht der Staat?
Evangelische Akademie im Salierjahr
Der ehemalige Bundesverfassungsrichter Prof. Dr. Ernst-Wolfgang Böckenförde lässt mit den Saliern den Prozess der Säkularisierung beginnen. Von ihm stammt das sogenannte Böckenförde-Diktum: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Seine Thesen diskutieren Kirchenpräsident Christian Schad, Bischof Dr. Karlheinz Wieseemann, Oberbürgermeister Hansjörg Eger und der Vorsitzende des Haushaltsausschusses des Deutschen Bundestages, Dr. Volker Wissing. Anmeldung erforderlich.

10. September 2011, Autorentagung und öffentlicher Vortrag in Kaiserslautern, Alte Eintracht
Die pfälzische Landeskirche in der NS-Zeit
Ein Handbuchprojekt
Zum Start des Projekts laden wir die Autoren zum Austausch. In einem öffentlichen Abschlussvortrag um 16.30 Uhr referiert Björn Mensing, Leiter der Versöhnungskirche in der KZ-Gedenkstätte Dachau, über NS-Gedenken und kirchliche Erinnerungskultur.

15. Oktober 2011, 10–17 Uhr, Tagesveranstaltung in Heidelberg
Lebst du noch oder reflektierst du schon?
Eine kurze Geschichte des Sinns
Philosophie kann man nicht lernen, sondern man kann nur lernen, zu philosophieren, so der deutsche Aufklärungsphilosoph Immanuel Kant. Das Denken kann uns keiner abnehmen. Für Jugendliche und junge Erwachsene bis 27 Jahre.

21. bis 23. Oktober 2011, Tagung in Bad Dürkheim, Martin-Butzer-Haus
Bin ich Sklave meiner Gene?
Was beeinflusst uns wirklich?
Unser Lebensstil beeinflusst sowohl unser eigenes Genom als auch die Evolution der Menschheit als Ganzes – eine Verantwortung, der wir uns mit dem genetischen Determinismus schon enthoben glaubten. Wie gehen wir mit dieser Verantwortung um? Für Jugendliche und junge Erwachsene bis 27 Jahre.

28. bis 30. Oktober 2011, Tagung in Landau; Butenschoen-Haus
Der Islam
Reizfaktor Nummer 1
Seit geraumer Zeit steht „der Islam“ im Zentrum gesellschaftlicher und politischer Auseinandersetzungen. So wird häufig Kritik als Islamophobie und umgekehrt Würdigung als Naivität herabgesetzt. Kann eine Annäherung an den „Islam“ gelingen, die integrativ wirkt? Für Jugendliche und junge Erwachsene bis 27 Jahre.

2. November 2011, 18 Uhr,
Preisverleihung in Ludwigshafen, IHK Pfalz
Verleihung des Jugendpreises 2011
Öffentliche Verleihung des Preises für engagierte Querdenker

e-mail: info@capfalz.de > www.capfalz.de

WAS WOLLEN SIE WISSEN?

So kommen Sie an mehr Informationen: Rufen Sie uns an unter 0 63 41 / 9 68 90-30 oder füllen Sie diesen Coupon aus. Sie können ihn uns faxen unter 0 63 41/9 68 90-33 oder mit der Post schicken: Evangelische Akademie der Pfalz, Luitpoldstr. 10, 76829 Landau. Wer schnell an ganz aktuelle Informationen kommen will, besucht uns im Internet unter www.eapfalz.de

Vorname	Name
e-mail	Beruf
Straße/Nr.	
PLZ/Ort	
Tel. privat	Tel. dienstlich